



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Eiserne Zeit**

**Bömers, Karl**

**Detmold, 1889**

I.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-12591**



## I.

**H**ochbetagt war Gizur der Weiße von Island in die Heimat seiner Väter, in das Land der roten Erde gezogen. Späterwachte Sehnsucht nach den Thalgründen, von denen ihm in seiner Kindheit die Mutter erzählt, wie milde und schön sie seien, hatten ihn von Skalholt, aus den weißgrünen Birkenwäldern der Heimat, in die Ferne getrieben. Aber auch ernste Zwecke hatten ihn geleitet. Kluge, schriftkundige Menschen wohnten im westfälischen Lande, stille, ernste Priester, fromme Dienerinnen des Christengottes; die sollten seinem Sohne Isleif das Buch der Bücher erklären, ihn zu allem Wissen tüchtig machen und eine tiefere Erkenntnis, eine höhere Bildung des Geistes ihm verleihen, als die Priester und Skalden des Nordens sie ihm zu geben vermochten.

Aus dem Sachsenlande war ein Vorfahre Gizurs nach Norwegen entwichen, nach dem weltentlegenen Island hatte er von dort seine Götter mit sich getragen, aber Teut, der Vater Gizurs, hatte bereits den harten Sachsenhädel in das heilige Taufwasser getaucht, und Gizur selbst war als isländischer Häuptling dem Könige Olaf Tryggvason der treueste Schildknappe gewesen im Kampfe gegen die heidnischen Färöer und Grönländer.

Ein jeglich' Weltkind übt in den Jahren der Kraft mancherlei, was wenig geeigenschaftet, die Tage des Alters freundlich aufzuhellen. Manchen, der sinnend zurückschaut auf das, was hinter ihm liegt, kriecht die Schwermut an, wie ein giftiger Wurm. Auch Gizur der Weiße, dem man diesen Beinamen gegeben ob seines vorzeitig gebleichten Haares, mochte wohl zu weit und zu tief zurückgeschaut haben, denn auch von ihm war die Munterkeit gewichen an der Schwelle des Alters. Als dann sein treues Weib Elissa, die sächsischen Namens wie er, heimgegangen, hatte die Schwermut sich völlig seiner bemächtigt; Dankbrand, ein Sachsenmönch, der bei dem Befehrungswerke auf Island der eifrigste Mann gewesen, war lange Jahre hindurch sein liebster Gefährte geblieben, hatte ihn auch fleißig unterwiesen in den Lehren der Kirche, und als auch Dankbrand gestorben, war Gizur in die Fremde gefahren, nachdem er zuvor die Weihe empfangen und das Waffenkleid mit dem Priesterroche vertauscht hatte.

Zwei Kinder hatte Elissa ihm geschenkt, die hatte er beide mit sich genommen in die Fremde; Isleif war ein sinniger Geselle von sechzehn Jahren, Ibika ein zwölfjähriges munteres Kind. In langer Fahrt waren die drei durch Norwegen und Fütland gezogen und hatten über Schleswig, Stade und Verden Paderborn als nächstes Reiseziel sich erwählt. Dort hatte der Bischof Meinwerk freundlich ihrer sich angenommen und Gizurs Plänen ein wohlgeneigtes Ohr geliehen.

„Wenn du, guter Eisbruder,“ hatte er zu Gizur gesprochen, „diesem verständig dreinblickenden Knaben Isleif eine treffliche Bildung willst angedeihen lassen, so bringe ihn gen Herford in die Münsterschule, unter die waltende Obhut der Aebtissin Godesta. Diese ist ein edles Weib von feinen Sitten, eine Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen; werde dir ein Brieflein

an sie mitgeben, und sie wird dir die Aufnahme deines Sohnes nicht weigern, wenn ich für ihn bitte. Für Ibika, dein Töchterlein, aber will ich anderweit sorgen, denn krause Gerüchte kommen mir ab und an zu Ohren über die Frauen, welche unter Godesta einen guten Kampf kämpfen sollten, Gerüchte, die besagen, daß diese und jene der Frauen von den Künsten Belials sich habe blenden lassen. Ibika schaut überdem gar weltfreudig drein, so daß sich von ihr nicht erhoffen läßt, sie werde als ein bewährtes Rüstzeug der Kirche sich erweisen; da will ich sie zu einer frommen Witwe auf dem Haldungerhose hier in die Nachbarschaft geben, die gern ein munteres Mägdlein um sich haben will, damit dein Kind, dessen du dich als Priester nicht wohl annehmen kannst, an stärkender Lust und leuchtender Gottessonne sich erfreue und seinem Schöpfer dereinst diene, wie es diesem wohl gefällt."

Also hatte Meinwerk gesprochen und also hatte sich, mit Gizurs Einverständnis, alles gefügt. Unter sorgender Obhut der Godesta besuchte Isleif die Schule zu Herford, Gizur waltete an der Münsterkirche all dort des Priesteramts, und Ibika freute sich ihres Lebens bei der Frau Friederun auf dem Haldungerhose.

Wohl hatte der Bischof recht, sie war ein fröhlich Weltkind, diese Ibika, lustig schauten die tiefblauen Augen in die sonnige Weite, heitere Gedanken wohnten hinter der freien, offenen Stirne, schalkhaft zuckte es um die feinen Lippen, und das lichtblonde, wellige Haar flatterte lustig im Winde, wenn sie dem Falter gleich über die Heide tollte. Aber sie konnte auch ernst sein und altklug reden; eine weise Frau, von der man sagte, daß sie allerlei Zaubers kundig, hatte jahrelange Erziehung an ihr geübt und ihren lustigen Sinn oft eingedämmt mit den Regeln der Klugheit. Manches närrische Zeug, Lied, Formel und Spruch war in Ibika

haften geblieben, holde und unholde Mären mußte sie zu sagen, die ihr jene Frau zugerannt, und sie hielt nicht zurück mit dem, was sie wußte. Nicht selten geschah es, daß sie am Sommerabend im Kreise dienender Männer und Frauen am Brunnen des Hofes saß, daß alle lauschend und staunend ihre sinnverwirrenden Wundergeschichten anhörten, als wäre sie eine Sibylle, die den Urgrund und die Endschast aller Dinge kenne; das trieb sie alsdann eine geraume Weile und freute sich über die tölpelhaft glänzenden Gesichter der Hörer, bis sie zuletzt lachend aufsprang und die andächtig Lauschenden schalt, daß sie so dumm seien und an das unnütze Fabelwerk glaubten. Durch ihre Erzählungen aber zog sie sich oft den Vorwurf der alten, fränklichen und ernstern Frau Friederun zu, denn diese war ungemein fromm und konnte die alten Heidenmären nicht leiden. Einst freilich war auch Friederun von höchst vergnüglicher Gemütsart gewesen, aber auch ihr mochte bei rückschauender Prüfung ihres Lebens manches in demselben nicht sonderlich gefallen, und nun betete und psallierte die edle Frau viel, und Ibika wurde Zeit und Weile lang in ihrer Nähe. Da war es ihr ein Trost, daß die Frau Friederun einen Sohn hatte, dem noch nichts den Sinn beschwerte, und mit dem sich jederzeit ein kurzweilig Wort reden ließ. Er hieß Hildibert, war vier Jahr älter als Ibika, und dieser ein treuer, gutherziger Gefährte. Hildibert und sein gleichaltriger Freund Hezilo von dem Brenthofe, ein früh verwaister Knabe, dessen Erb' und Eigen ein Vormund verwaltete, waren für Ibika die liebste Gesellschaft. Sie warteten mit ihr die langen Sommertage hindurch der Schafherden, sie walteten im Herbst, bei nahendem Hagelschauer und Frühreif, der Bienen, die in Korbgehäusen auf die blühende Heide hinausgetragen wurden, und sie saßen im Winter mit Ibika am Herdfeuer,

lauschten ihren Worten und dem Sturme, der über die Halde dahin fuhr.

Wieder war es Herbst, wieder lag die Heide in rotem Blütenschmucke, von herbwürzigem Dufte überhaucht, und wieder saß Ibika mit ihren Freunden unter der Linde am Haldungerhose. Müßig schauten die drei, bequem in die Ginsterblüten gestreckt, hinauf in den heiteren Himmel, der wie eine riesige lichtblaue Glaskuppel über der weiten Heide sich wölbte.

Schwerfällig und zu tiefsinnigem Hinbrüten geneigt sind die Menschen, die auf diesem gedehnten Flachlande emporkwachsen, träge wird ihr Denken bei dem steten Schauen in eine einförmige Welt, in ein weiterschlossenes Gefilde, das keinerlei neues, keinerlei Abwechslung dem Auge bietet, als die immer neu sich gestaltenden Gebilde der Wolken, welche über die Ebene dahin ziehen. Von diesem Starren in die Dede, von diesem Aufschauen zum Himmel, nach den segelnden Wolken Schiffen, mag es auch geschehen, daß den Inassen der Heide Hang und Zug zum Geheimnisvollen anhaftet, daß sie an Gemütsstiefe gewinnen, was sie an Verstandsschärfe verlieren, daß sie lieber mit geistigem Auge das Ueber-sinnliche, als mit leiblichem Auge das Sinnliche suchen.

Nicht nur dem Schäfer, der in der Nähe der Linde am Haldungerhose am Herbstmorgen nachdenklich im Grase lag und seine Herde überschaute, auch Hildibert, dem Sohne der Hofherrin, war dieser Zug zum Geheimnisvollen eigen, Hezilo hingegen fehlte die Fähigkeit sinniger Betrachtung, er lachte über jegliche Art Elbenspuß und ließ nur das gelten, was er als wirklich erkannte. Fremdländisch Blut mußte ihm in den Adern stecken, denn auch äußerlich unterschied er sich von Hildibert und seinen Stammgenossen. Er war schlank und geschmeidig von Wuchs, hatte scharfe, dunkle Augen, dunkles Haar und ein schmales, blaßes Gesicht;

Hildibert dagegen trug einen blonden Krauskopf auf kräftigen Schultern und aus seinem frischen Antlitz blickten große, blaue Augen unter langen Wimpern mit mildem Glanze in die Welt.

Heiß lagen die Strahlen der Sonne, die bald ihre mittägliche Höhe erreicht hatte, auf dem falben Blätterdache der Linde, tiefes Schweigen herrschte ringsum, es war, als sei alle Welt müde geworden von langer Sommerzeit; unter der Linde aber baunte Ibifa den Schlaf mit allerlei Kurzweil.

Leise pfiff sie auf einem dünnen Grashalme, und als sie längere Zeit dies Spiel fortgesetzt hatte, kroch eine Eidechse vor ihr unter einem Steine hervor.

„Seltsam,“ begann Hildibert, „sobald du pfeiffst, schlüpft das Eidechsenvolk heran, als hättest du es ihm angethan mit deinen Tönen.“

Neugierig und mit scheuer Bewunderung wandte der Schäfer abseits am Raine, der die Worte gehört, sein breites Gesicht nach der Gruppe, und als er die Eidechse sah, schlug er heimlich ein Kreuz und bewegte die Lippen.

„Wie klug die Augen des Tieres sind,“ fuhr Hildibert fort, „als ob es Verstand hätte, blickt es.“

„Den hat es auch,“ sagte Ibifa, „und wohl versteht es die Töne auf dem Halme. Ei ja, man muß sich nur das Nötige denken, was es gern hört, bei dem Pfeifen.“

„Unsinn ist, was du redest,“ rief Hezilo ärgerlich und verscheuchte das Tier mit einem Steinwurfe, „mir hat die Mutter einst gesagt, allem Getier fehlt der Verstand, und es erkennt Gott nimmer, der es erschaffen.“

„Brauchst nicht unwillig zu werden,“ schwichtigte sie, „was deine Mutter gesagt, ist sicherlich wahr, ich aber glaube nicht recht daran. Schau' dir die Bienen an und das hurtige Ameisenvolk, glaubst du, die seien

nicht gescheit, die so feine Wachsellen und Erdgänge machen?"

Er schüttelte, um eine Erwiderung verlegen, den Kopf.

"Und die Bienen zumal sind fromme Tiere bei all' ihrer Kunst," belehrte Ibifa, "sie fertigen das Wachs, woraus die heiligen Kerzen gemacht werden, und auch die Liedkunst verdanken die Menschen den Bienen, denn aus Honig und Blut haben die Zwerge einst den Trank bereitet, der die Singekunst verleiht."

"Das ist nicht wahr," versetzte Hezilo, "Zwerge gibt es nicht, meine Mutter hat gesagt —"

"Jetzt gibt es freilich keine mehr," unterbrach ihn Ibifa, "aber ehe die Menschen Christen wurden, gab es welche. Das hat meine Muhme daheim mir erzählt, und die gilt ebensoviel, wie deine Mutter, und lebt heute noch."

Dagegen konnte Hezilo wiederum nichts sagen, er schwieg, legte ein Blatt an die Lippen und zerklatschte es mit der Zunge.

"Zauberkräftig sind die Lieder, welche die Menschen von den Zwergen haben," fuhr Ibifa fort, "und werden den rechten Ton weiß, vermag vieles damit, Gutes und Böses. Die Männer, die von hier aus nach Island gekommen sind, wie mir der Vater erzählt hat, haben sie viel gesungen, ehe sie Christen wurden; mancher singt sie noch heute heimlich, ich habe sie auch gelernt, mein Bruder Isleif aber sagt, es sei Sünde, sie zu lernen."

Und mit weicher, melodischer Stimme hub sie an zu singen:

Lieder kenn' ich, die kennt  
Selber die Königin nicht  
Unter den Menschenkindern;  
Singe ich sie,  
Laut oder leis,  
Schwindet mir jegliche Sorge.

Schlummer beschleicht das Kind,  
 Wär' es auch wohligwach,  
 Raun' ich ihm Schlafesrunen;  
 Singe ich sie,  
 Laut oder leis,  
 Schließt es zum Schlummer die Augen.  
 Töten auch mag ich den Mann,  
 Leid schafft Reimspruch und Lied,  
 Raun' ich ihm Todesrunen;  
 Singe ich sie,  
 Laut oder leis,  
 Streck' ich nieder den Starcken.

„Laß ab von deinem Singsang,“ bat Hezilo, „deine Sangweise ist gut, aber was du singst ist Thorheit. Magst wohl ein Kind in Schlaf damit lullen können, aber einen Mann kann man mit Liedern nicht töten; wenn sie bei dir daheim an solche Kunst glauben, müssen dumme Leute dort wohnen.“

„Bist du so klug?“ sagte sie ernst, aber schallhaft blickte sie ihn an bei den Worten, als billige sie dieselben völlig, und indem sie Hezilo mit listigem Augenzwinkern zuwinkte, fragte sie Hildibert: „Bist du auch so ungläubig, Bruder Hildibert?“

„Was soll ich sagen?“ erwiderte jener. „Wohl glaube ich, daß du vieles weißt, aber an die ‚alte Kunst‘ glaube ich auch nicht so recht.“

„So gebt acht,“ flüsterte sie leise, und wieder nickte sie Hezilo geheimnisvoll zu, „euch kann ich jetzt nicht in Schlaf singen, weil ihr zu scharf aufmerkt auf meine Kunst, aber jener dort am Raine“ — sie deutete nach dem Schäfer — „jener soll jetzt gleich schlafen, denn töten mag ich ihn nicht.“

Sie rückte etwas näher nach dem Schäfer hin, und sang in heimischer Sprache ein Lied. Müde blinzelte der Hirt, der nicht ahnte, daß ihm der Sang galt, unter dem breitrandigen Hute hinweg in die Sonnenstrahlen, halb schlief er bereits, als Ibika zu singen

begann, als sie die langandauernde Weise beendet hatte, schloß er fest.

Mit siegesbewußtem Blicke schaute Ibika auf Hildibert.

„Man soll an so etwas nicht glauben,“ begann dieser, „aber wunderbar ist es doch.“

„Ich kann noch mehr,“ sagte Ibika stolz, „ich kann einen Pfeil mitten im Fluge zurückhalten mit meinem Blicke, wenn ich es will, und ich kann die lodernde Flamme auslöschten mit meinem Blicke, wenn ich es will, ich will es aber nimmer, habe es auch nimmer versucht, denn es ist nicht gut und fromm, so etwas zu thun.“

„Da kannst du viel Geld und Gut verdienen, wenn du es einmal willst,“ lachte Hezilo; „wir haben solche Kunst nicht von nöten, wollen sie auch nicht lernen; wenn wir aber in den Krieg ziehen, sollst du uns fest machen vor Hieb, Schuß und Stich, denn das vermagst du ja auch, wie du neulich sagtest.“

„Und das leide ich nicht, das laß ich mir nicht gefallen,“ erklärte Hildibert, „denn das ist Teufelswerk. In dem Kriege muß der liebe Herrgott uns schützen, Hezilo, und wir untereinander müssen uns beistehen, wir wollen immer bei einander bleiben, dann haben wir die Satanskunst nicht nötig.“

„Hast recht, Hildibert,“ bemerkte Ibika, und freundlich schlang sie den Arm um seinen Hals, „alle üble Kunst kommt vom Teufel, ist auch nichts als eitel Blendwerk und kann dem nichts anhaben, den der Christengott lieb hat. Das hat mir mein Vater gesagt und einen klügeren Mann, als der ist, gibt es nicht. Es ist gut, daß ihr beide noch hier seid, wenn ihr aber mal in den Krieg zieht und in Not kommt, wer weiß, ob ihr da so gute Freunde bleibt, ob der eine nicht den andern verläßt, wenn es ihm an das Leben geht.“

„Wir verlassen uns nicht,“ riefen beide eifrig, und Hildibert setzte hinzu: „Wenn einer von uns erschlagen wird, rächt ihn der andre, wie es die alten Helden auch thaten.“

„Wißt ihr, was die alten, großen Helden begannen, wenn sie sich treue Freundschaft gelobten?“ fragte Ibika. „Sie rißten die Hand, daß das Blut hervorkam, und mischten die roten Tropfen, dann waren sie Blutsfreunde, weil das Blut ineinander gelaufen, und sie standen im Kampfe allzeit treu zusammen.“

„Das gefällt mir,“ rief Hezilo, „das wollen wir auch thun, Hildibert.“

Der aber wehrte sich gegen solches Beginnen. „Ich weiß nicht, ob es gut oder übel ist,“ sagte er leise, „wir wollen lieber noch damit warten.“

„So meinst du es nicht ehrlich mit mir,“ schalt Hezilo, „und ein Held wirst du auch nicht, wenn du dich fürchtest, einen Tropfen Blut zu verlieren.“

„Ehrlich meine ich es wohl mit der Freundschaft,“ versetzte Hildibert eifrig, „und wenn du meinst, daß ich mich vor dem kleinen Schmerze fürchte — hier ist meine Hand, ich bin mit allem zufrieden.“

Ibika, die der Gedanke mit kindlichem Stolze erfüllte, daß sie bei einem Werke helfen sollte, von der ihr die Ruhme in Skalholt so geheimnisvoll erzählt, nahm ein Lindenblatt und brach einen Dorn aus dem Zaune.

„Reicht eure Hände her,“ befahl sie ernst, „auf diesem Lindenblatte wollen wir das Blut zusammenfließen lassen.“

Als sie aber den Dorn hielt, um Hildeberts Hand zu verletzen, wurde sie blaß und schloß die Augen. „Ich kann es nicht,“ sagte sie, „ich kann dir nicht weh thun.“

„So gib mir den Dorn,“ verlangte Hezilo, der an diesem heldenmäßigen Vornehmen ein besonderes

Wohlgefallen zeigte. Rasch lockte er aus Hildiberts Hand wie aus seiner eignen wenige Blutstropfen hervor und ließ sie auf dem Blatte ineinander rinnen.

„Was müssen wir nun sagen?“ fragte er.

„Ihr braucht nur „Ja“ zu sagen zu dem, was ich euch frage,“ erwiderte Ibika, die ihren Frohmut rasch wiedergewonnen hatte. „Wollt ihr immer gute Freundschaft halten und treu im Kampfe euch helfen, will der eine das Böse, das der Feind dem anderen thut, allzeit strafen und rächen, wie er nur kann und wie es tapfere Helden thun?“

Rasch antwortete jeder der Gefragten „Ja.“

„Nun müßt ihr euch küssen,“ sagte Ibika; auch das thaten die guten Freunde mit ungestüme, jugendlicher Begeisterung und damit war das närrische Spiel beendet. —

Es war inzwischen Mittag geworden, der Hirt am Raine erwachte aus tiefem Schlafe. Freudig bemerkte es Hildibert, der bisweilen scheu zu ihm hinübergeblickt hatte.

„Der Schäfer wacht auf aus dem Zauberschlafe,“ flüsterte er, „das ist gut, denn fast fürchtete ich, deine Liedweise hätte zu stark ihn gebannt.“

Da lachte Ibika hellauf, und auch Hezilo spottete über den leichtgläubigen Gesellen, so daß dieser die freundlichen, großen Augen beschämt niederschlug und verdrossen die Ginsterblüten mit der Hand zerdrückte.

Ibika schlang den Arm um ihn und sagte: „Wenn ich erst älter bin und besser zaubern kann, sollst du ein Graf werden, Hildibert!“

Bald war der Zürnende wieder versöhnt mit den lustigen Gefährten, und lachend und scherzend trollten die drei, um das Mittagsmahl nicht zu versäumen, ihren Behausungen zu. Ehe aber Hezilo von dannen ging, warnte Ibika: „Von eurem Freundschaftsbündnisse

dürft ihr zu niemand sprechen, sonst verkehrt sich der Segen in Unheil!“ —

## II.

Schwach und krank lag die Frau Friederun in ihrem hochlehnigen Armstuhle in der Nähe des ersten winterlichen Feuers, das auf der Herdstelle brannte. Die hohe, hagere Gestalt war gebeugt, schlichtes, weißes Haar rann um die Schläfen des welken, gelblich-blaffen Gesichts, aus welchem die Augen mit unruhigem, trockenem Glanze hervorschauten, als habe lange kein friedlicher Schlummer sie erquickt, kein freundlicher Anblick sie tröstend beruhigt. Aengstlich musterte sie jezo Mienen und Bewegungen des Bischofs Meinwerk von Paderborn, der hochaufgerichtet an einem Tische in der Mitte des Gemaches stand. Er war ein stattlicher Mann in des Lebens Hochsommertagen von achtungsgebietender Erscheinung, die der reichen Gewandung nicht bedurft hätte, die Hoheit zu bekunden. Aus vornehmstem Geschlechte war er entsprossen, sowohl väterlicher, wie mütterlicherseits war er mit dem sächsischen Königshause verwandt, und ein reiches Besitztum hatten die Eltern ihm hinterlassen, aber weder die hohe Geburt, noch das große, irdische Gut hatten einen hoffährtigen Sinn in ihm erzeugt. Einfalt des Gemüths und Schlichtheit des Wesens waren ihm eigen geblieben.

Aus einer Umhüllung von Leinwand nahm der Bischof eine glänzende Wildschur und eine Haube von Fuchspelz.

„Es wird Winter, edle Frau,“ begann er freundlich und wandte das glatte, volle Antlitz mit wohlwollendem, milden Ausdruck der Kranken zu, „schon bläst der Wind eisig über die Heide, da habe ich Euch dies wärmende Rauhwerk mitgebracht; möchte es Euch von nutzen sein.“